

Kellner, Koch, Kommunist



Willi Engels

Kellner, Koch, Kommunist

Erinnerungen

Herausgegeben von Christine Fischer-Defoy

Lukas Verlag

Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Reihe B: Quellen und Zeugnisse, Band 8
Herausgegeben von Peter Steinbach und Johannes Tüchel

Gefördert durch:



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2016
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Umschlag: Willi Engels (r.) im Internierungslager Gurs (Südfrankreich), ca. 1940
Frontispiz: Willi Engels auf einem Passfoto aus den 1930er Jahren
Layout, Satz und Reprographie: Alexander Dowe
Druck: Elbe-Druckerei Wittenberg

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-209-6

Inhalt

Zur Lebensgeschichte von Willi Engels	7
Editorische Notiz	75
Danksagungen	77
Die Erlebnisse aus 2 Weltkriegen, dem Spanienkrieg in der Internationalen Brigade und aus fünf Konzentrationslagern sowie den 6 Gefängnissen der Hitler-Ära	79
Kellnerlehre in Köln	86
Erinnerungen an Köln am Rhein	97
Meine Erlebnisse als Zimmerkellner	98
Umzug nach Berlin	101
Rückkehr nach Köln	111
Als Kellner im Karl-Liebknecht-Haus	115
Als Rotfrontkämpfer in Berlin-Neukölln	117
Der BVG-Streik 1932	118
Meine Erlebnisse im »Zentral-Schubgefängnis« Berlin-Alexanderplatz	122
Im Konzentrationslager Sonnenburg	125
Meine illegale Tätigkeit im »DeFaKa«	135
Emigration in Prag	141
Im Spanienkrieg 1937–39	145
Meine Lebensgefährtin Else zu Besuch im Internierungslager Gurs	177
Vom Internierungslager Gurs nach Le Vernet d’Ariege	182
Die Sache mit den Pellkartoffeln in Moabit	191
Ortsgefängnis Oranienburg	197
Im Gefängnis Lehrter Straße Berlin-Moabit	202
Und dann eines Tages, ab nach Sachsenhausen	206
Meine Flucht aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen	224
»Kettenhunde!«	241
1949/50: An der Partei-Hochschule in Kleinmachnow	249
Als Militärattaché in Warschau	266
Mein erstes und bis jetzt letztes Jagderlebnis	271
Anhang	
Quellen zu biografischen Daten	288
Bildnachweise	289
Register	290



Die Aktentasche, in der Willi Engels seine Unterlagen aufbewahrte, Aufnahme 2016

Zur Lebensgeschichte von Willi Engels

Die Aktentasche

Im Sommer 2012 erzählte mir Bernd Engels zum ersten Mal von der Aktentasche seines Großvaters Willi Engels. Wir sprachen über das Projekt einer Ausstellung zum Thema »Exil in Mexiko«, an dem ich gerade mit dem Aktiven Museum arbeitete, und er erwähnte, dass auch sein Großvater während der Internierung 1939–41 als Spanienkämpfer in Südfrankreich das Angebot erhalten hatte, nach Mexiko ins Exil zu gehen. Willi Engels hatte diesem Angebot jedoch keinen Glauben geschenkt. In der Aktentasche, die Willi Engels vor seinem Tod 1986 seinen Enkeln Bernd und André übergab, sei auch ein Ordner mit handgeschriebenen Erinnerungen, die er ihnen gewidmet hatte. Falls mich das interessiere, könnte ich gern hineinschauen. Die Aktentasche aus braunem Leder enthielt einen 314-seitigen handgeschriebenen Text mit der Überschrift »Erlebnisse aus 2 Weltkriegen, dem Spanienkrieg in den Internationalen Brigaden und aus fünf Konzentrationslagern sowie 6 Gefängnissen in der Hitler-Ära«. Willi Engels hatte diese »Erlebnisse« in den 1970er Jahren aufgezeichnet und in den folgenden Jahren gelegentlich handschriftlich mit den Todesdaten darin erwähnter Personen oder zusätzlichen Informationen ergänzt. In der Aktentasche befand sich außerdem eine Mappe mit Fotografien jener Jahre sowie überlieferte Teile des Briefwechsels mit seiner damaligen Lebensgefährtin Else Schmidt während der Haftzeiten in der Untersuchungshaftanstalt Berlin-Moabit (1941/42) sowie aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen (1942–45). Warum Willi Engels diesen Text aufschrieb, erfährt man aus seiner kleinen Einleitung auf Blatt 1: »Meinen Enkeln Bernd und André habe ich oft, als sie noch sehr jung waren, von den Erlebnissen der faschistischen Lager Sonnenburg und Sachsenhausen einige Ereignisse übermittelt. Jedoch mit den Grausamkeiten, deren Zeuge ich dort war, konnte ich ihre jungen Herzen nicht belasten. Aber immer wieder musste ich ihnen von den Kämpfen in Spanien und von meiner Flucht aus dem KZ Sachsenhausen und von der Befreiung im Jahre 1945 erzählen.«¹ So hatte er diese bedrückenden Erfahrungen seiner Verfolgung zwischen 1933 und 1945 vor allem für seine Enkel Bernd und André Engels aufgeschrieben. Die aufgezeichneten »Erlebnisse« spannen den Rahmen aber weiter, beginnend mit seiner schweren Kindheit und Jugend als Vollwaise in

1 Willi Engels, »Erlebnisse aus 2 Weltkriegen, dem Spanienkrieg in den Internationalen Brigaden und aus fünf Konzentrationslagern sowie 6 Gefängnissen in der Hitler-Ära«, Bl. 1.

Köln am Rhein, seiner Lehrzeit als Kellner und seiner Politisierung im Berlin der 1920er Jahre. Sie enden auch nicht mit der Flucht aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen im April 1945, sondern berichten über die Nachkriegszeit in Berlin und sein politisches und berufliches Engagement bis Anfang der 1960er Jahre in der DDR. Anders als viele seiner Zeit- und Parteigenossen in der DDR hat Willi Engels dieses Manuskript jedoch nicht dem Parteiarchiv der SED zur Verfügung gestellt. In seiner Aktentasche blieb es fast dreißig Jahre der Öffentlichkeit verborgen. Mit Zustimmung seiner Familie vertraute mir Bernd Engels nun das Manuskript an, um in Berlin Möglichkeiten für eine Publikation zu suchen. Neben dem Dokument selbst, der Autobiografie eines kommunistischen Kellners aus Berlin-Charlottenburg, der sich am Widerstand beteiligt hatte, waren es auch die überlieferten Fotografien und Briefe, die für eine Veröffentlichung in der Schriftenreihe der Gedenkstätte Deutscher Widerstand sprachen. Über diese autobiografischen Erinnerungen und die in der Familie überlieferten Briefe hinaus fanden sich in Berliner Archiven weitere Dokumente, die über das Leben von Willi Engels Auskunft geben. Dies gilt insbesondere für die in mehreren Archivbeständen überlieferten Lebensläufe, die Willi Engels zu verschiedenen Zeiten und Anlässen verfasste.

Kindheit und Jugend in Köln

Auf den ersten fünfzig Seiten seiner handschriftlichen Erinnerungen beschreibt Willi Engels die Zeit seiner Kindheit und frühen Jugend in Köln-Ehrenfeld, einem ausgesprochenen Arbeiterviertel, das im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert im Westen der Stadt Köln entstanden war. Zu den dort angesiedelten Industriebetrieben gehörte der Automobilhersteller Horch. Über seine Familienangehörigen macht Willi Engels nur wenige Angaben. Sein Vater, Paul Engels, hatte keine Berufsausbildung, sondern arbeitete zunächst als Tagelöhner. In einem Fragebogen, den Willi Engels 1947 für die Mitgliedschaft in der SED ausfüllte, nannte er neben dem Vater, dem Gastwirt Paul Engels, auch den Namen seiner Mutter Helene Engels, geborene Schiefer.² Sie hatte in einer Gurkenfabrik gearbeitet. An anderer Stelle gab Willi Engels über seine Eltern an: »Vater war Tagelöhner, später Gastwirt, Mutter war Hausfrau.«³ Deutlich wird darin das Bemühen, eine proletarische Herkunft nachzuweisen.

Unklar bleibt in den Erinnerungen ebenso wie in den überlieferten Akten, wann die Eltern trotz ihres vermutlich niedrigen Einkommens mit einem Bankkredit eine Gastwirtschaft in Köln-Ehrenfeld übernahmen, über die

2 SAPMO, DY 30/IV 2/11/ V 4239, Bl. 5657.

3 Bundesverwaltungsamt (BVA), Außenstelle Strausberg, NVA-Akte Willi Engels, Lebenslauf, undatiert, Bl. 11.



Die elterliche »Restauration Paul Engels« in Köln-Ehrenfeld. Im Eingang Paul Engels mit zweien seiner fünf Kinder, zeitgenössische Postkarte, undatiert

Willi Engels in seinen Erinnerungen schreibt: »Es war eine Gastwirtschaft mit Stallungen für Pferde und einer Kegelbahn, ein zweistöckiges Haus.«⁴ Eine der frühesten in der Familie überlieferten Fotografien zeigt das »Restaurant Paul Engels«. In der Eingangstür steht der Vater mit zweien seiner Kinder, einer der älteren Schwestern und dem älteren Bruder Hans. Auf einem zweiten ebenfalls undatierten Bild, aufgenommen in einem professionellen Fotostudio, ist Willi Engels mit seinen beiden Schwestern Eva und Agnes zu sehen, arrangiert vor einem gemalten Hintergrund und mit Schiffermützen auf dem Kopf. Im Manuskript von Willi Engels werden nur wenige Kindheitserlebnisse erzählt. Hierzu gehört die große Drehorgel in der Gaststube, die er schon als Kind gelegentlich bedienen durfte, der Kölner Karnevalsumzug, aber auch die Erschütterung des Jungen über völlig betrunkene Gäste des Restaurants, die in einer Schubkarre an der Spitze des Fastnachtsumzuges dem Spott preisgegeben wurden.

4 Erlebnisse, Bl. 2.

Beide Eltern verstarben gegen Ende des Ersten Weltkrieges, die genauen Daten und die Hintergründe ihres Todes bleiben sowohl in den Erinnerungen wie in späteren Lebensläufen unerwähnt. Um die fünf Waisen kümmerte sich ein amtlicher Vormund. Dem älteren Bruder, Hans, genannt »Schang« (Jean) oder auch »Dr. Ochs«, gelang es, die Gastwirtschaft noch kurz vor der Geldentwertung 1918 zu verkaufen.⁵ Willi Engels war beim Tod seiner Eltern fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. In einem 1945 verfassten kurzen Lebenslauf für den Hauptausschuss »Opfer des Faschismus« beim Magistrat von Berlin heißt es über diese Zeit, dass er wegen des frühen Todes seiner Eltern im Ersten Weltkrieg den Besuch der Mittelschule abbrechen musste und in familiärer Tradition eine Lehre als Kellner begann.⁶ Wie schwer diese Entscheidung auf ihm lastete, weil er eigentlich gerne Lehrer geworden wäre, die Geschwister sich jedoch nicht in der Lage sahen, weiterhin das Schulgeld für ihn aufzubringen, erwähnt er in keinem der späteren Lebensläufe, wohl aber in seinen Erinnerungen: »Der Tod meiner Eltern hatte mich tief erschüttert. Jetzt hörte ich oft von meinen Geschwistern, dass sie für mich zu sorgen hätten – was ja auch den Tatsachen entsprach. Aber zu oft musste ich mir das anhören. Es traf mich wohl so empfindlich, dass ich beschloss, mit meinem Leben Schluss zu machen!«⁷

Lehrjahre in Bensberg

Über eine Annonce im »Kölner Stadtanzeiger« fand Willi Engels 1919 eine Lehrstelle im Hotel »Bensberger Hof« in Bensberg, einer Kleinstadt südlich von Bergisch Gladbach und unweit der Stadt Köln. Seine guten englischen und französischen Sprachkenntnisse, die er noch in der Mittelschule erworben hatte, gaben dafür den Ausschlag, denn in der Annonce hieß es: »Piccolo in Köln für Hotel mit englischen Sprachkenntnissen gesucht«.⁸ Das frühere Hotel war mit Kriegsende von den britischen Besatzungsbehörden als Offiziersmesse beschlagnahmt worden. Die dort nun zur Verfügung stehenden Lebensmittel erschienen Willi Engels wie ein Traum: »Am ersten Morgen, als ich meinen Dienst antrat, kam der englische Koch der Offiziersmesse und frug mich: ›What do you want for breakfast? Chocolate, tea or milk? And to eat – ham and eggs or boiled eggs? (Was wünschst du zum Frühstück? Schokolade, Tee oder Milch? Und zu essen? Schinken mit Eiern oder gekochte Eier?)‹ Schokolade und Schinken mit Eiern kannte ich in den letzten Kriegsjahren nur vom

5 Erlebnisse, Bl. 2; Der Name des zweiten Bruders wird im Manuskript nicht genannt.

6 LAB, C Rep. 118-01 Nr. 2058, unpaginiert.

7 Erlebnisse, Bl. 12.

8 Erlebnisse, Bl. 15.

9 Erlebnisse, Bl. 16.



Willi Engels mit seinen Schwestern Eva und Agnes, undatiert, aufgenommen vermutlich zur Zeit des Ersten Weltkrieges

Hörensagen.«⁹ Als die britische Besatzungsmacht im Rheinland 1920 von der französischen Besatzungsmacht abgelöst wurde, wechselte auch die Bensberger Offiziersmesse ihren Betreiber: Fortan übernahm französisches Personal die Küche. Willi Engels avancierte wegen seiner Französisch-Kenntnisse vom »Piccolo« zum Kellner ohne feste Arbeitszeit, das hieß: Er arbeitete rund um die Uhr. Wegen des Besatzungsstatuts war er der einzige Deutsche, der die französische Offiziersmesse betreten durfte. Für die Hotelbesitzer, Familie Vierkotten, wurde Willi Engels nun zugleich auch ein gefragter Dolmetscher.

Die Erlebnisse im »Bensberger Hof«, die Willi Engels auf vielen Seiten ausführlich beschreibt, waren Teil seines langen Weges »von einem christlich katholisch erzogenen Knaben zum ›Zweifler‹ und später zu einem politisch denkenden Menschen.«¹⁰ Hierzu trugen solche Erfahrungen bei wie zum Beispiel die Bensberger Demonstration anlässlich des Kapp-Putsches. Am 13. März 1920 kam es in Berlin zu einem militärischen Putschversuch meist ehemaliger Reichswehrangehöriger, die aufgrund der im Versailler Friedensvertrag festgeschriebenen Reduzierung der Reichswehr um ihre Positionen fürchteten. Aus diesem Anlass fand auch in Bensberg eine Demonstration statt.¹¹ Willi Engels schreibt darüber: »Beim Kapp-Putsch erlebte ich in Bensberg eine der größten Demonstrationen, die ich bis dahin gesehen. Die Demonstranten zogen an unserem Hotel vorbei. ›Nieder mit Kapp!‹ stand auf den Transparenten. Ich wusste wohl, dass Kapp einen Putsch plante und ein Reaktionär sei. Jedoch mehr verstand ich noch nicht.«¹² In der »Bensberger Volkszeitung« vom 16. März 1920 fand sich ein Bericht über dieses Ereignis. Aus mehreren umliegenden Gemeinden sammelte sich ein Demonstrationszug in Bensberg, angeführt von einer Musikkapelle aus Eschbach. »Es war eine ganz neuartige Erscheinung für Bensberg. In dem Zuge, der viele Hunderte zählte, wurden Schilder getragen wie: ›Nieder mit der Reaktion!‹ [...] ferner ›Von Arbeit allein kann der Mensch nicht leben, es muss auch Brot und Fleisch dazu geben‹ und dergleichen mehr. Auf dem Marktplatz wurde Halt gemacht. Hier gab G.B. Odenthal der Entrüstung über die Berliner Vorgänge Ausdruck.«¹³ Willi Engels schreibt weiter hierüber: »Erstaunt war ich, dass an der Spitze des Zuges der in Bensberg bekannte Rechtsanwalt Darius und der reichste Holzhändler des Ortes marschierten. Dabei hatte ich doch so oft zugehört, wie sie bei uns in Weinlaune über dieselbe Regierung, die Kapp stürzen wollte, hergezogen hatten und mit dem Generaldirektor diesbezüglich einer Meinung waren. So begann ich mehr und mehr über die Zwiespältigkeit der

10 Erlebnisse, Bl. 23.

11 Information des Stadtarchiv Bergisch-Gladbach.

12 Erlebnisse, Bl. 30.

13 Bensberger Volkszeitung, 16. März 1920, Stadtarchiv Bergisch Gladbach.

Menschen nachzudenken.«¹⁴ Über die Teilnahme von Wilhelm Darius an der Kundgebung berichtete auch die »Bensberger Volkszeitung«: »Auf die Anfrage des Redners hin, wie sich die Verwaltung zu den Vorgängen stelle, erklärte Beig. [Beigeordneter] Darius, die Verwaltung gehe einig mit den Protestlern in der Beurteilung der Vorgänge, die die zu sicherem Aufbau so notwendige Ruhe und Ordnung aufs empfindlichste gestört hätten.«¹⁵ Rechtsanwalt Wilhelm Darius war damals als Mitglied der Zentrumsparlei ehrenamtlicher Beigeordneter der Gemeinde Bensberg. 1945 übernahm er, wie bereits am Ende des Ersten Weltkrieges, zeitweise das Amt des Bürgermeisters der Gemeinde.

Zu den prägenden Erfahrungen von Willi Engels in Bensberg gehörte auch ein Streik der ortsansässigen Bergarbeiter gegen den Generaldirektor der Gruben. Das Bensberger Erzrevier war seit Mitte des 19. Jahrhunderts für seinen Erzabbau bekannt. Der Generaldirektor hatte ein Betriebsratsmitglied entlassen, daraufhin zogen Hunderte Streikende vor den »Bensberger Hof«, in dem die Verhandlungen zwischen der Gewerkschaft und dem Grubenbesitzer stattfanden. »Nachdenklich stimmte mich, als ich nach ca. einstündiger Verhandlungsdauer Zigarren und Wein servieren musste auf Kosten des Generaldirektors. Wie der Streik endete, habe ich nicht erfahren, da im »Bensberger Hof« nur die Prominenz des Ortes verkehrte.«¹⁶ 1922 verließ Willi Engels auf eigenen Wunsch das Hotel »Bensberger Hof«. Sein Chef, der Hotelbesitzer Vierkotten, schrieb ihm ein positives Zeugnis, in dem es hieß: »Sein Betragen den Gästen gegenüber war musterhaft, seine Leistungen zu unserer größten Zufriedenheit. Da derselbe durchaus ehrlich, fleißig, kann ich ihn deshalb in seinem Beruf weiterempfehlen.«¹⁷

Zimmerkellner im Hotel »Terminus« in Köln

Von März 1922 bis Oktober 1924 arbeitete Willi Engels in »Harms Hotel Terminus« in Köln. Das Hotel in der Nähe des Kölner Hauptbahnhofes war im Besitz der Familie Schaumburg und wurde zu dieser Zeit von Herrn Fleischhauer als Direktor geleitet. Im Internet findet man zahlreiche historische Postkarten, die die gepflegte Atmosphäre des ehrwürdigen Hotels veranschaulichen. Es waren die Jahre der Inflation in Deutschland. Die Stadt war, wie Engels sich erinnert, von Reisenden aus England und Frankreich überlaufen, die den günstigen Umtauschkurs ihrer Währungen gegenüber der schwachen Deutschen Reichsmark zu Einkäufen in Köln nutzten. So kamen ihm auch in diesem

14 Erlebnisse, Bl. 29.

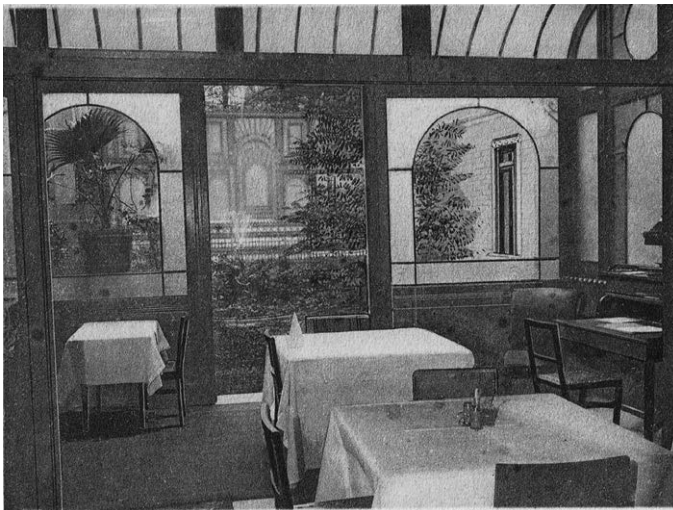
15 Bensberger Volkszeitung, 16. März 1920, Stadtarchiv Bergisch Gladbach.

16 Erlebnisse, Bl. 30.

17 Erlebnisse, Bl. 31.



Außenansicht
des »Harms
Hotel Terminus«
(rechts) in Köln,
zeitgenössische
Postkarte, un-
datiert, vor 1945



Innenansicht
des »Harms
Hotel Terminus«
in Köln, zeit-
genössische
Postkarte, un-
datiert, vor 1945

Hotel seine englischen und französischen Sprachkenntnisse zugute. Im Hotel »Terminus« lernte Willi Engels seine erste Ehefrau kennen, die dort als Köchin arbeitete. Sie folgte ihm 1924 nach Berlin, wo sie heirateten. Die Ehe gestaltete sich jedoch bald als schwierig: »Für meine politische Betätigung hatte sie kein Verständnis«, schreibt er in seinen Erinnerungen.¹⁸ Auch sie arbeitete in Berlin weiterhin in der Gastronomie, und zwar in einem Lokal am Potsdamer Platz, in dem viele Abgeordnete des Reichstags verkehrten. Ihren Kontakten sollte Willi Engels 1933 seine vorzeitige Entlassung aus dem Konzentrationslager Sonnenburg verdanken. Zu diesem Zeitpunkt war die Ehe bereits geschieden.

Umzug nach Berlin 1924

Ausgestattet mit dem Empfehlungsschreiben eines Freundes seines Lehrherrn aus Bensberg, dem Besitzer des Berliner Cafés »Imperator«, Herrn Stüber, ging Willi Engels 1924 nach Berlin. Dieses Zeugnis war bei der Stellensuche eine große Hilfe, »denn damals herrschte im gastronomischen Gewerbe eine große Arbeitslosigkeit. Ohne dieses Schreiben hätte ich mich einreihen müssen in das Heer der Erwerbslosen.«¹⁹ Da besagter Herr Stüber zugleich auch Vorsitzender des »Verbandes der Caféhaus-Besitzer« in Berlin war, konnte er Engels eine erste Anstellung im Café-Restaurant »Wilhelma« gegenüber der Berliner Gedächtniskirche vermitteln. »Und hier, in diesem »Wilhelma« begann eigentlich mein politischer Lebenslauf!²⁰, denn das »Wilhelma« war, wie sich Engels weiter erinnert, ein berühmter Treffpunkt der Rechtsradikalen und Anhänger des Faschismus.²¹ Hier spielte die Militärkapelle »Renz«, und im Publikum saßen »Großjunker, ehemalige Offiziere und fette Bourgeois, um sich ihre alten Militärmärsche erklingen zu lassen.«²²

Willi Engels wurde zunächst Mitglied des »Zentralverbandes der Hotel-, Restaurant- und Caféhaus-Angestellten«, des sogenannten »Genfer Verbandes«, wechselte jedoch bald zur sozialdemokratischen »Gewerkschaft der Hotel-, Restaurant- und Caféhaus-Angestellten«. Wegen dieser Mitgliedschaft in der Gewerkschaft wurde er in das »Café am Zoo« versetzt. Später arbeitete er im Café »Wilhelmshallen« und im »Café des Westens«, renommierten Etablissements in Berlin-Charlottenburg. In der Gewerkschaftsarbeit engagierte er sich dafür, dass auch im Gaststättengewerbe Betriebsräte gewählt wurden. Willi Engels wurde Betriebsratsvorsitzender im Café »Wilhelmshallen« und im »Café

18 Erlebnisse, Bl. 85.

19 Erlebnisse, Bl. 41.

20 Erlebnisse, Bl. 42.

21 Erlebnisse, Bl. 42.

22 Erlebnisse, Bl. 42.



»Wilhelmshallen und Ufa-Palast am Zoo«, Berlin, Außenansicht, zeitgenössische Postkarte, undatiert, vor 1945

des Westens« und organisierte 1929 einen Streik der Hotel-, Restaurant- und Caféhaus-Angestellten rund um den Bahnhof Zoo für eine bessere Bezahlung. Wegen »kommunistischer Propaganda am Arbeitsplatz« wurde er daraufhin fristlos entlassen. Bei seiner Klage vor dem Arbeitsgericht gegen diese Maßnahme wurde er von Hilde Benjamin²³, der Schwägerin Walter Benjamins und späteren Justizministerin der DDR, vertreten. Nachdem sie in zweiter Instanz die Klage zurückzog, wurde Willi Engels bis 1933 durch die Betreiber des Berliner Gaststättengewerbes »gesperrt«, das hieß, er stand auf deren Schwarzer Liste und konnte in dieser Branche keine Arbeit mehr finden.²⁴ Über sein Einkommen als Kellner in diesen Jahren gab er später in einem Fragebogen an, dass er in der Lehrzeit ohne Einkommen gearbeitet hatte, im Hotel »Terminus« und in den genannten Berliner Cafés war der Verdienst monatlich »unbekannt« und in den Jahren seiner Erwerbslosigkeit von 1929 bis 1933 waren es ca. 50 Reichsmark monatlich an Erwerbslosenunterstützung.²⁵ Vorübergehend fand er Arbeit als

23 Hilde Benjamin (1902–1989), Juristin, KPD-Mitglied seit 1927, bis 1933 Rechtsanwältin der »Roten Hilfe«, dann juristische Beraterin der Sowjetischen Handelsgesellschaft in Berlin. Seit 1946 SED-Mitglied, von 1953–76 Justizministerin der DDR; vgl. DDR 32.

24 LAB, C Rep. 118-01 Nr. 2058, unpaginiert.

25 Bundesverwaltungsamt (BVA), Außenstelle Strausberg, NVA-Akte, Bl. 5.



»Varieté und Kabarett Wilhelmshallen am Zoo«, Berlin, Innenansicht, zeitgenössische Postkarte, undatiert, vor 1945

Kellner auf einem Ausflugsdampfer auf dem Rhein. Nach seiner Rückkehr nach Berlin arbeitete er als Kellner im Karl-Liebnecht-Haus²⁶, in dem seit 1926 neben dem Zentralkomitee (ZK) der KPD und der KPD-Bezirksleitung Berlin-Brandenburg die Redaktion der Parteizeitung »Rote Fahne« mit Druckerei sowie eine Buchhandlung untergebracht waren.²⁷ In dieser Zeit lernte Willi Engels viele leitende Funktionäre des ZK der KPD kennen. Einige von ihnen sollte er später in den verschiedenen Haftanstalten, Konzentrationslagern oder auch in den Reihen der Spanienkämpfer wieder treffen. »An ungedeckten hölzernen Tischen wurden die Mahlzeiten eingenommen. Eine Speisekarte gab es nicht, da es meist nur ein Gericht mit kleinem Nachttisch gab. Ob Ernst Thälmann, Walter Ulbricht, der Rot-Frontkämpfer-Funktionär Willi Leow oder Arthur Golke, der Wirtschaftsleiter des Karl-Liebnecht-Hauses, alle nahmen die selbe Mahlzeit ein.«²⁸ Auch hier, in der Kantine des ZK-Gebäudes, wurde Willi Engels zum Vertrauensmann der Belegschaft gewählt.

26 Das 1910 erbaute Bürohaus am heutigen Rosa-Luxemburg-Platz erwarb die KPD 1926 als Parteizentrale. Das Gebäude wurde 1933 von der SA besetzt und in »Horst-Wessel-Haus« umbenannt. Nach 1945 Sitz des »Institut[s] für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED«.

27 SAPMO, DY 30/IV 2/11/V 4239, Bl. 58.

28 Erlebnisse, Bl. 64.

Berlin, den 5. April 1976

Die Erlebnisse aus 2 Weltkriegen, dem Spanienkrieg in der Internationalen Brigade und aus fünf Konzentrationslagern sowie den 6 Gefängnissen der Hitler-Ära

Kurz vor meinem 74. Lebensjahr beginne ich, dieselben niederzuschreiben. Mit den fünf Konzentrationslagern sind eingeschlossen, außer Sonnenburg und Sachsenhausen, die Lager in Frankreich St. Cyprien, Gurs und Vernet, in denen die Spanienkämpfer nach dem Spanienkrieg eingesperrt wurden. Meinen Enkeln Bernd und André habe ich oft, als sie noch sehr jung waren, von den Erlebnissen der faschistischen Lager Sonnenburg und Sachsenhausen einige Ereignisse übermittelt. Jedoch mit den Grausamkeiten, deren ich dort Zeuge war, konnte ich ihre jungen Herzen nicht belasten. Aber immer wieder musste ich ihnen von den Kämpfen in Spanien und von meiner Flucht aus dem KZ Sachsenhausen im Jahre 1945 – kurz vor der Befreiung – erzählen. Auch von meiner Kindheit sollte ich ihnen berichten. Jedoch vieles, was ich in meiner Kindheit erlebte, ist aus dem Erinnerungsvermögen entschwunden. War ich doch schon mit 15 Jahren Vollwaise! Vater und Mutter starben 1917 bzw. 1918 – gerade 50 Lebensjahre alt.

[Bl. 2]

Mein Vater hatte keinen Beruf, sondern war Tagelöhner, und meine Mutter hatte in einer Gurkenfabrik in Bickendorf bei Köln am Rhein gearbeitet, von deren schwerer Arbeit sie mir oft erzählte. Wie meine Eltern es nur geschafft haben, zu einem Haus mit Gastwirtschaft zu kommen und dabei für fünf Kinder zu sorgen, ist mir bis heute ein Rätsel. Ich weiß nur noch sehr gut, wie sparsam sie waren. Wenn Mutter mich mitnahm, um für sich oder die Kinder ein Kleidungsstück zu holen, so feilschte sie mit dem Ladeninhaber immer wieder um den Preis, was mir sehr unangenehm war. Jedoch sie schaffte es, die Ware um eine Mark billiger zu erhalten als angeboten. Dann sagte sie freudestrahlend zu mir anschließend: »So Jung, jetzt können wir im Café eine Tasse Café trinken und Du bekommst ein Crème-Schnittchen und ein Eis. Das haben wir jetzt verdient.« Nicht eine Reise haben sich meine Eltern zu Lebzeiten gönnt! Sicherlich, weil sie stets Mühe hatten, die Zinsen fürs

Haus zusammen zu kratzen, die sie jährlich an den früheren Besitzer zahlen mussten. Hatten sie doch, wie mir heute bekannt ist, für 5000 Mark die Zinsen zu zahlen! Es war eine Gastwirtschaft mit Stallungen für Pferde und eine Kegelbahn, ein zweistöckiges Haus. Und mein Bruder Hans brachte es fertig, kurz vor der Entwertung des Geldes im Jahre 1918 mit Zustimmung unseres Vormundes, nachdem unsere Eltern verstorben waren, das Haus für 80000 Mark zu verkaufen.

[Bl. 3]

Ich, der Jüngste der Familie, hatte noch zwei Brüder und zwei Schwestern, die jedoch jetzt schon verstorben sind. Meine früheste Erinnerung der Kindheit geht zurück, wo ich noch vor der Einschulung stundenlang dem Schuster, der in Köln-Ehrenfeld uns gegenüber eine kleine Werkstatt besaß, zuschaute, wie er die Schuhe besohlte und mir oft dabei Geschichten erzählte. Einen Kindergarten gab es natürlich damals nicht! Als meine Schwester Agnes mich einmal fragte, »Willi, was willst Du denn mal werden?«, da sagte ich aus voller Überzeugung »Schuhmacher und Pfarrer. Morgens lese ich dann die Messe in der Kirche und dann gehe ich schustern.« Pfarrer wollte ich wohl deswegen werden, weil es im Rheinland, besonders in Köln am Rhein meist Katholiken gab. So wie meine Eltern, die auch katholisch waren, waren wir natürlich katholisch getauft. In jedem Zimmer hing ein Weihwassertöpfchen an der Wand, und wehe, wenn wir uns beim Eintreten nicht bekreuzigt hatten! Aber, um es vorweg zu nehmen, meine Eltern haben uns nie geschlagen, es blieb immer nur bei der Drohung. Mit der Religion, besonders was meinen Glauben anbetraf, habe ich später meine Auseinandersetzungen gehabt. Jedoch darüber werde ich noch berichten.

[Bl. 4]

Ein anderes unvergessliches Erlebnis aus meiner Kindheit: »Der Spion«. 1914 war der Ersten Weltkrieg ausgebrochen. Damals war ich zwölf Jahre jung. »Siegreich wollen wir Frankreich schlagen« – ein wahrer Siegestaumel hatte die meisten Menschen befallen. Tief eingepägt hat sich das Erlebnis »Der Spion« bei Ausbruch des Krieges. In unserer Gegend Köln-Ehrenfeld-Bickendorf – eine ausgesprochene Arbeitergegend – wo in zahlreichen Familien die Armut zu Hause war, hatte sich ein wohlgekleideter Bürger – eine für unsere Gegend auffällige Erscheinung – unter die zahlreiche Menge der von Siegestaumel Besessenen gemischt. Da schrien einige aus der Menge: »Das ist ein Spion.« Und im Nu wurde der Mann mittleren Alters trotz seiner Beteuerung, dass er ein guter Deutscher sei, blutig zusammengeschlagen. Die Polizei befreite ihn, den fast Leblosen, aus der keifenden Menge.

[Bl. 5]

Überall wurde nach »Spionen« gefahndet – ein Ergebnis der hetzerischen Propaganda! Auch in der Schule wurden wir zu Beginn des Ersten Weltkrieges von den Lehrern gegen den »Feind« so verhetzt, dass, als die ersten Kriegsgefangenen in den großen Viehwaggons zusammengepfercht auf den Bahnhofsgleisen in Köln-Ehrenfeld für ein paar Minuten Halt machen mussten, wir als Kinder der Mittelschule Gravenreuther Straße mit Steinen auf die Waggons warfen! Die wehrlosen Soldaten in den Waggons waren ja unsere »Feinde«! So war es uns in der Schule von den Lehrern eingepaukt worden. Ein anderes Erlebnis aus den Kriegsjahren 1914–18: Die Lebensmittelknappheit wurde immer größer. Der »Blaue Heinrich«, eine Grützensuppe mit Wasser gekocht, war die Hauptnahrung. Aus einer sogenannten Gulaschkanone wurde sie auf der Straße ausgeteilt. Selbst für die Frauen, die in den Betrieben Granaten drehen mussten. Das »Hamstern gehen« war eine Massenerscheinung geworden. Die Bauern auf dem Lande in der weiteren Umgebung von Köln am Rhein wurden von Hunderten von Städtern aufgesucht, um einige Kartoffeln, etwas Brot oder andere Lebensmittel zu ergattern. Kleidungsstücke, Strümpfe oder andere Gegenstände wurden den Bauern zum Tausch gegen Lebensmittel angeboten. Und auf den Landbahnhöfen spielten sich traurige Szenen ab! Die Dorfgendarmen machten »Jagd« auf die »Hamsterer«. Selbst zwei bis drei Kilogramm Kartoffeln oder Getreide oder Obst wurden ihnen von den Gendarmen wieder abgenommen.

[Bl. 6]

Manch einer der sogenannten »Hamsterer« setzte selbst sein Leben aufs Spiel und sprang noch zuletzt auf den schon in Fahrt befindlichen Zug, um nicht von den Gendarmen erwischt zu werden.

Auch mein ältester Bruder Hans fuhr eines Tages »hamstern«. Seine Braut hatte er dazu eingeladen und sie fuhr nach längerem Zögern mit. Wir zu Hause warteten auf das Ergebnis ihrer »Hamsterei«. Wie waren wir jedoch enttäuscht, als sie nach zwei Tagen zurückkehrten, ohne etwas Essbares mitgebracht zu haben. Aber die 50 Mark, die er dafür zur Verfügung erhalten hatte, waren ausgegeben. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, bemerkte meine Mutter, er wäre ohne Braut gefahren. Nur kurz darauf traten mein Vetter und ich eine »Hamsterfahrt« an. Wir wollten ihnen beweisen, dass wir es besser können. Mein Vetter und ich waren damals kaum vierzehn Jahre alt. Einen Rucksack hatte ich auf dem Buckel, jedoch Tauschwaren hatten wir nicht zur Verfügung. Abgemagert sahen wir beide aus! Jeder Bauer konnte glauben, dass wir Hunger hatten, und wir hatten Erfolg! Dafür hatten wir uns auch auf der Hinfahrt im Zug unser Sprüchlein gut auswendig gelernt: »Haben Sie nicht etwas Brot oder Kartoffeln? Wir sind zu Hause sechs Kinder, Vater ist im Krieg gefallen und die Mutter ist schwer krank.«

[Bl. 7]

Wir wussten zwar, dass diese Lüge gegen die Gebote Gottes war, aber wir erhielten in jedem Bauernhaus, nachdem wir das Sprüchlein aufgesagt hatten, Brot, sogar auch belegte Brote oder einige Kartoffeln. Nachdem unsere kleinen Rucksäcke mit Brot und Kartoffeln angefüllt waren und die Mittagszeit nahte, wurden wir im nächsten Bauernhaus zu Mittag eingeladen, da die Bäuerin gerade beim Mittagstisch saß. Es gab Brotsuppe mit Rosinen. Eine dicke wohlschmeckende Suppe. Und wir hauten hinein, bis wir genug hatten. Die lange Fahrt und die Wege durchs Dorf hatten uns hungrig gemacht. Dann, im nächsten Bauernhof, als wir unser Sprüchlein wieder gut vorgetragen hatten, lud uns auch diese Bäuerin zu Tisch ein. Es war ja Mittagszeit! Ach, oh Schreck, auch hier gab es Brotsuppe mit Rosinen. Wir fanden nicht den Mut zu sagen, dass wir schon gegessen hätten. Und nach einem vollen Teller des sonst so begehrten Essens wollte sie uns noch einen Teller geben. Ich sagte dann als erster »Es tut mir leid, der Magen ist nicht mehr gewöhnt, so viel zu sich zu nehmen.« Und die Bäuerin hatte noch Mitleid mit uns. Aber diese Szene habe ich trotz der vielen Jahre, die vergangen sind, bis heute in Erinnerung behalten. Es gibt eben im Leben gewisse Dinge, die man nie vergisst.

[Bl. 8]

So habe ich auch meine erste Beichte in der Kirche in Bickendorf bei Köln am Rhein noch in steter Erinnerung. Mit Herzklopfen betrat ich den Beichtstuhl. Meine Sünden hatte ich fein säuberlich aufgeschrieben, um sie dem Pfarrer vorzutragen. So machten es auch meine Schulkameraden, die mir dies empfahlen hatten. Offensichtlich war der Beichtvater mit dem Vorgetragenen nicht zufrieden. Hinter seinem vorgehaltenen Talar fragte er mich, ob ich keine Todsünde begangen hätte. Da ich dies verneinte, fragte er wieder, ob ich all meine Sünden gesagt oder ob ich welche vergessen hätte? Ehrlichen Herzens verneinte ich es wieder und wieder. Meine Spielkameraden, die schon vor mir gebeichtet hatten, warteten vor der Kirche, um Fußball zu spielen, wie wir es verabredet hatten. »Willi, warum hat das bei Dir so lange gedauert?« »Nun«, antwortete ich, »der Beichtvater hat mich dauernd gefragt ob ich keine Todsünde begangen hätte. « »Du Dussel, eine Todsünde muss immer dabei sein, verstehst Du das nicht? Sonst löchert er Dich.« Bei der nächsten Beichte, wieder fein säuberlich aufgeschrieben, da es im Beichtstuhl ziemlich dunkel ist, sagte ich als letzte Sünde: »Ich habe einmal Unkeusches getan.« Ich wusste, dass dies eine Todsünde war, konnte mir jedoch nichts Konkretes darunter vorstellen.

[Bl. 9]

Jetzt ging die Fragerei erst recht los! »Mit wem« fragte der Pfarrer. Trotzdem ich nichts dergleichen getan hatte, antwortete ich: »Mit einem Mädels aus unserem Haus.« (Die Klara aus unserem Haus gefiel mir wohl und sie kam mir bei dieser Frage in Vorstellung). »Und wo?«, fragte der Pfarrer. Ich sagte: »In der Toilette«, da mir kein anderer Ort einfiel. »Hast Du ihr das Höschen ausgezogen? Und hast Du sie mit Deinem Glied berührt?« Die letzte Frage verneinte ich. Zur Reue musste ich kniend in der Kirche vor den dort befindlichen Heiligenbildern (es waren wohl circa acht Bilder, die an der Wand hingen) je ein »Vaterunser« und »Gegrüßt seist Du, Maria« beten. So stellte die Kirche ihre Gläubigen öffentlich zur Schau! Und das nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen beiderlei Geschlechts! Fortan, wenn ich in der Kirche sah, dass eine Frau oder ein Mann den Kreuzweg kniend vollbrachte, malte mir meine Phantasie aus, was sie wohl getan!

[Bl. 10]

Die Gastwirtschaft, die meine Eltern in Köln-Ehrenfeld besaßen, hat wohl so gerade gereicht, um fünf Kinder und sich selbst zu ernähren, im Umkreis von circa drei Kilometern gab es sieben Gastwirtschaften, wo die Arbeiter ihren Korn oder Bier tranken. Da waren die Einnahmen nicht so gewaltig. Dazu kamen die Hypothekenschulden und die Zinsen, die jährlich gezahlt werden mussten. Ihre rechtzeitige Zahlung war immer ein Problem. Trotzdem schickten die Eltern das jüngste der Kinder, also mich, auf die Mittelschule, deren Besuch jährlich 80 oder 120 M[ark] kostete, und die Lehrbücher mussten von den Eltern bezahlt werden. Es sollte mir doch mal bessergehen als ihnen – wie sie mir oft betonten! Im Allgemeinen zeigte ich zum Lernen großes Interesse, besonders für die Fremdsprachen Englisch und Französisch. Das schloss jedoch nicht aus, dass die meisten der Klassenschüler unseren Französisch-Lehrer nicht ausstehen konnten. Er machte von dem damaligen Recht der Prügelstrafe zu oft Gebrauch. So erging es mir auch: »Ich bin gewesen« heißt französisch: »J'ai été.« Der Lehrer hatte uns zum Überdruß klargemacht, dass verschiedene Verben, die in Deutsch mit »sein« benannt werden, in Französisch mit »haben« übersetzt werden. Die Französisch-Stunde begann! »Na, Schüler Engels, übersetze: Ich bin gewesen.« Ich antwortete prompt: »Je suis été.« (anstatt »J'ai été«). Dem Lehrer schwoll der Kopf rot an. Er nahm den Rohrstock und verprügelte mich so auf den Hintern, dass ich tagelang blaue Striemen davontrug und mir selbst das Sitzen vor Schmerzen schwerfiel! Meinem Vater traute ich dies nicht zu sagen, denn ich befürchtete, dass er dann zur Schule gekommen wäre und eventuell in seinem Jähzorn den Lehrer verdroschen hätte. Als der Lehrer dann während des Krieges verstarb, sagten die meisten Schüler meiner Klasse: »Gut, dass dieses Aas gestorben ist.«

[Bl. 11]

Mein ältester Bruder, der alles Mögliche zur Weiterbildung anging, aber nicht die Ausdauer hatte, etwas zu Ende zu führen, wurde von uns Geschwistern später als »Dr. Ochs« bezeichnet. Ob Klavierunterricht oder als Lehrling in einer Lackfabrik – nichts führte er zu Ende durch. Nach dem Tode meiner Eltern standen neue Probleme für unsere Familie an. Ich war erst fünfzehn Jahre alt. Meine Schwestern erhielten eine Stellung als Telefonistinnen, der eine Bruder wurde Dachdecker und unser »Dr. Ochs«, der Älteste, nachdem er mit Zustimmung unseres Vormundes Haus und Gastwirtschaft verkauft hatte, versuchte es als »Selters- und Limonadenfabrikant«, wo er aber scheiterte. Später stellte er Schuhcreme her und verdiente damit seinen Unterhalt.

Dann kam für mich ein Ereignis, welches mir tief im Gedächtnis haften geblieben ist. In der Mittelschule war ich bis zur oberen Klasse gut mitgekommen. Von circa 40 Schülern in der unteren Klasse waren wir noch zehn Schüler in der oberen Klasse übriggeblieben. In Englisch und Französisch hatte ich die besten Noten. Meine Absicht war, einmal Lehrer zu werden. Dafür hätte ich noch die Präparandi¹ besuchen müssen.

[Bl. 12]

Der Tod meiner Eltern hatte mich tief erschüttert. Jetzt hörte ich oft von meinen Geschwistern, dass sie für mich zu sorgen hätten – was ja auch den Tatsachen entsprach. Aber zu oft musste ich mir das anhören. Es traf mich wohl so empfindlich, dass ich beschloss, mit meinem Leben Schluss zu machen! Ich ging wie immer früh von zu Hause weg, aber nicht zur Schule, sondern ich verbrachte die Zeit bis Schulschluss am Rhein oder sonst wo. Am zweiten Tag ertappte mich mein älterer Bruder bei Bekannten und – verständlicherweise ging jetzt das »Theater« zu Hause los, noch ehe von der Schule nachgeforscht war, was mit mir sei, da ich nicht in der Schule war. Ich wusste, dass mein Bruder einen Trommelrevolver mit sechs Kugeln besaß. Ich kannte auch das Versteck, wo er ihn hingelegt hatte. Nachmittags gegen 16 Uhr verschwand ich aus dem Wohnzimmer, wo die Auseinandersetzungen wegen meines Beschlusses, nicht mehr weiter zur Schule zu gehen, stattgefunden hatten. Ich ging eine Etage höher in unser gemeinsames Schlafzimmer, wo sich auch der Trommelrevolver befand, setzte mich aufs Bett, nahm den Revolver und setzte ihn gegen das Herz an. Mein Herz schlug so stark, dass ich glaubte, es nicht verfehlen zu können. Nie mehr im Leben habe ich mein Herz so stark schlagen gefühlt, wie in dieser Situation.

1 Präparandi: Kurse zur Vorbereitung auf das Lehrerseminar.